

Kinkel im Zuchthause.

Von Fr. Rehring.

Im Feuilleton des „Vorwärts“ — Nr. 182 vom 11. August — veröffentlicht K. E. einen schönen Artikel „Zum hundertsten Geburtstags-Gottfried Kinkels.“

Man kann vielleicht darüber streiten, ob K. E. die politischen Seitenpränge Kinkels nicht allzu milde beurteilt, doch möchte ich darauf kein besonderes Gewicht legen, da ich der Tendenz, die bürgerlichen Kämpfer der Revolutionsjahre gerechter zu beurteilen, als es Engels und Marx im Sturm und Drang der Zeit oft genug getan haben, durchaus nur zustimmen kann.

Dagegen möchte ich eine alte Legende beseitigen, die K. E. wiederholt und die auch in früheren Schriften verbreitet habe, so daß ich mich persönlich verpflichtet fühle, nach Kräften an ihrer Ausrottung mitzuwirken. Es handelt sich um die „Vergnadigung“ Kinkels von Festungs- zu Zuchthausstrafe, die nun über zwei Menschenalter hindurch als einer der häßlichsten Flecken auf dem Andenken Friedrich Wilhelms IV. gegolten hat, nicht etwa nur in sozialdemokratischen Kreisen, sondern ganz allgemein.

Kinkel war vom Kriegsgericht zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt worden, die militärisch — im Gegensatz zum Festungsarrest, der leichtesten aller Freiheitsstrafen — die schwerste aller Freiheitsstrafen, wie wir wissen nicht, ob jetzt noch ist, aber jedenfalls damals war. Die Festungsstraflinge wurden in engen Löchern zu zehn oder zwanzig zusammengesperrt, hatten nur eine harte Brotkruste als Nahrung, wurden larm und schalot belästigt, mußten die niedrigsten Arbeiten verrichten, wie Abtrittausträumen, Straßensäubern usw. und bekamen bei dem geringsten Versehen die Peitsche zu kosten.

Das ging dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel doch zu weit, und es beantragte beim König, aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung das kriegsgerichtliche Urteil zu bekräftigen und zwar mit der Maßgabe, daß Kinkel seine Strafe in einer „Zivilanstalt“ abtun dürfe, d. h. im Zuchthause, wo die Behandlung der Gefangenen immerhin ungleich erträglicher war, als in der Festung. Darauf ging der König ein, so daß er, was nicht bestritten werden kann, das Los Kinkels nicht verschärfen, sondern mildern wollte.

Gleich glücklicherweise wußte sich das Ministerium zwischen zwei Stühlen zu setzen, als es die Frage entscheiden sollte, wie Kinkel im Zuchthause zu behandeln sei. Es ordnete zwar an, daß die Disziplinarrufe der körperlichen Züchtigung auf keinen Fall an ihm vollstreckt werden dürfe, aber die Entscheidung, ob er zu körperlicher Zwangsarbeit anzuhalten sei, ließ es dem Zuchthausdirektor Schindel in Naufrag, wo Kinkel zuerst saß, ins Gewissen. Schindel hielt sich als strammer Bureaucrat an seine Instruktion und setzte Kinkel ans Spulrad. Darob erhob Kinkel selbst einen trostlosen Schreier, den seine Frau durch alle deutschen Gauen schallen ließ; ein „Lied vom Spulrad“ — irren wir nicht, von Adolf Strodtmann verfaßt — wurde an allen Stammtischen gesungen, und Wilber des „Spulenden Dichters“ hingen in allen Büchereien aus.

Im allgemeinen ist Kinkel im Zuchthause nicht mißhandelt worden, soweit die Zuchthausstrafe nicht schon an sich eine Mißhandlung ist. In Schindel war unter allem Altentum das menschlich fühlende Herz nicht verdorrt; soweit es ihm seine Instruktion irgend gestattete, erleichterte er das Los Kinkels und hatte namentlich auch ein ihn ehrendes Verhältnis für die unablässigen Bemühungen der Frau Kinkel, ihren Gatten zu befreien. Schlimmer wurde es in Spandau, wo Kinkel später saß. Der dortige Direktor Jezierich begann sofort die unerbaulichsten Jänkereien mit der „verehelichten Kinkel“ und qualte den Gefangenen durch pietistische Belehrungsversuche. Immerhin befristete auch Jezierich den von Frau Kinkel an das Ministerium gerichteten Antrag, ihren Mann nach Amerika zu entlassen gegen seine ehrenwörtliche Verpflichtung, auf jede politische Tätigkeit zu verzichten und nie nach Europa zurückzukehren; nur wollte Jezierich diese Vergnadigung erst zulassen, wenn ein Jahr der Straßzeit abgelaufen wäre. Dem König erschien diese Frist „noch“ zu kurz, und infolgedessen hat er sich allerdings rachsüchtiger erwiesen als sein Ministerium und sein Gefängnisdirektor: zu seinem Schaden, denn inzwischen erfolgte die gewalttätige Befreiung Kinkels, die ihn ebenso in den Schatten stellte, wie die Vergemigung des Gnabengedächts ihn ins Licht gestellt haben würde.

Zu den Versuchen, eine Vergnadigung Kinkels zu erwirken, gehörte auch die nachträgliche Veröffentlichung seiner Rastatter Verteidigungsrede, die übrigens außer den von K. E. zitierten Stellen noch andere äußerst kompromittierende Sätze enthält, namentlich eine handgreifliche Demütigung der Soldaten, die zu den Kämpfern der Reichsverfassungslampagne übergegangen und nunmehr in Gefangenenschaft geraten waren. Der zornige Protest, den Engels und Marx dagegen erhoben, ist deshalb wohl verständlich. Er hat ihnen seiner Zeit sehr geschadet, und man liest ihn auch heute nicht ohne eine gewisse peinliche Empfindung, wenn man dabei unter der Vorstellung steht, daß er sich gegen einen lebenslänglich im Zuchthause vergrabenen Mann richtete. Tatsächlich richtete er sich sachlich gegen eine unentschuldbare Preisgabe politischer Prinzipien; nach der persönlichen Seite hin war er nur die wirksame Unterstützung eines Gnabengedächts, das schon auf dem besten Wege war, genehmigt zu werden.

Die schöpferische Soldatensprache.

Karl Bergmann hat in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ (Verlag von W. G. Teubner in Leipzig und Berlin) den Einfluß des Weltkrieges auf die deutsche Soldatensprache untersucht. Er kommt dabei zu folgenden Feststellungen:

Wie kein anderer Krieg der Vergangenheit wird der gegenwärtige Weltkrieg für den Wortschatz der deutschen Soldatensprache von ganz besonderer Bedeutung sein. Fortwährend finden unsere Feldgrauen neue Gelegenheiten zur Entfaltung ihrer sprachschöpferischen

Kraft durch die gewaltige Ausdehnung des Kampfes, seine lange Dauer, die eigenartige Entwicklung als Stellungskampf, das Ausstreuen ganz neuer Waffengattungen wie die ungeahnte Entwicklung der alten.

Die zahlreichsten Neuschöpfungen sind auf artilleristischem Gebiete zu verzeichnen. Mit Vorliebe werden die Geschosse nach Tieren benannt. So heißen die Granaten der französischen Flachbahn-Schnellfeuergeschütze „Kettenhunde“, weil sie plötzlich angefallen kommen und dadurch an das Anspringen eines bösen Hundes erinnern; auch als „Windhunde“ werden solche Geschosse bezeichnet. Ebenfalls mit Bezug auf ihre Schnelligkeit heißen die französischen 75 cm kalibrigen Sprenggranaten „Stinkwiesel“, während die langsam dahinziehenden schweren Geschosse „Blindschleichen“ sind. Nach dem schwarzen Rauch, der sich beim Zerplatzen der Geschosse entwickelt, nennen die Soldaten die schweren Granaten „Schwarze Vögel“ oder „Schwarze Säue“; daneben gilt auch die Benennung „Koblenlöcher“, also eine Bezeichnung nach einem Gegenstande. Unter dieser Gruppe von Wörtern sind besonders jene bemerkenswert, denen die Namen von Verkehrsmitteln zugrunde liegen: „Schwarzbahn“, „Luftomnibus“, „D-Züge“, aber auch einfache „Leiterwagen“ bezeichnen die Luft; dies sind lauter Bezeichnungen für die Schwere der Geschosse. Auch die Feldpost liefert mehrere Ausdrücke: je nach der Schwere unterscheidet man „Bepfunds“ und „Bümpfunds“; der Artillerielampf selbst ist ein „Liebesgabenpalettaustausch“.

Für die Infanteriegeschosse sind die Benennungen weniger zahlreich; neben den altbekannten „Böhnen“ sind noch die „Fliegen“, „Vienen“ und „Späßen“ zu erwähnen. Querschläger sind ihres summanden Geräusches halber „Märläfer“, „Drummer“ und „Singvögel“. Für die Maschinengewehre gibt es sehr zahlreiche Benennungen: „Kaffeemühle“, „Drehorgel“, „Böhnenpöbel“, „Durchfallanone“, „Hochleistungsmaschine“, „Stottertante“, „Steinkopfer“ usw.; die Abkürzung „M. G. S.“ für Maschinengewehrkompanie wird als „Mordgeleitenklub“ gedeutet. Für die Handgranaten hat die soldatische Phantasie gleichfalls mehrere Bezeichnungen erdacht, wie „Apfelfäule“, „Hundspalte“ und — wegen der vorstehenden Kanten, auf welche die Granaten fallen müssen — „Taschentriebe“. Die Sitte früherer Zeiten, Geschosse nach Personen zu benennen ist auch heute noch lebendig. Da ist natürlich vor allem „die dicke“ oder „die fleißige Berta“ für unsere 42 Zentimeter-Mörser zu nennen. Von französischen Geschossen seien erwähnt: „Der grobe Gottlieb“, das ist der 21 Zentimeter-Mörser, „der kurze Gustav“, das 75 Zentimeter-Geschütz, bei dem Abschluß und Einschlag fast gleichzeitig ertönen, und der „Gurgel-August“, das 15 Zentimeter-Geschütz, der seinen sonderbaren Namen dem eigentümlichen Geräusch verdankt, mit dem es durch die Luft zieht.

Eigenartig sind die Uebersetzungen von Geschosnamen. So werden Leute, die ihre Aufgabe nicht genügend erfüllen, ferner Offiziere und Mannschaften, die nur in der Garnison Dienst tun, „Blindgänger“ genannt. Auch gefüllte Flaschen werden, wohl wegen der Ähnlichkeit der Form, als „Blindgänger“ getauft; sind sie leer, so werden sie zu „Ausbläsern“, welche Namen auch Paletten, die ohne Inhalt ankommen, beigelegt wird. Erbsen sind „Probiantamtshügel“, nicht gar gelochte Erbsen „Schrapnellhügel“.

Der Möglichkeit, den einzelnen Truppenteilen auf Grund gewisser Merkmale, besonders mit Anspielung auf ihre bunten Uniformen beizulegen, wie es im Frieden in so ausgedehntem Maße geschieht, stellt sich die alles gleichmachende feldgraue Uniform entgegen; trotzdem sind manche treffende Neubezeichnungen auch auf diesem Gebiete zu erwähnen. Wegen ihrer gewaltigen Märsche werden mehrere Truppenteile als „Wanderer“, „Reise“, „Tippelbison“ bezeichnet. Die Telegraphentruppen heißen kurzweg „Drabter“, die Nachrichtenabteilungen sind die „Punktpuder“. Die Mannschaften des Kriegeschießungsamtes führen den kriegerischen Namen „Röhmschienenabteilung“. Die „Armierungssoldaten“ sind die „Schipper“, „Schippanomske“, die „Schipp-Schipp-Gurra-Kolonnen“. Wie 1870/71 unsere Truppen aus Mars-la-Tour sich „Marschretour“ gebildet haben, so machen auch in diesem Krieg unsere Soldaten die fremdsprachlichen Namen hübsch muntergerecht. Die französischen Ortsnamen Bucquoy, Somme-court, Villers-aux-Bois werden zu Budwig, Gummigort, Wildbraukos, Flammet „Wirtshaus“ wird in „Testament“, der flämische Ortsnamen Verlinghem in „Sperklingsheim“ verwandelt.

Die Koltino-Sümpfe.

Zunmer rückt der Gang der Ereignisse den Kriegsschauplay im Südosten an jenes ausgedehnte und merkwürdige Gebiet heran, das bei uns unter dem Namen der Koltino-Sümpfe bekannt ist. In Wolhynien, wo die verbündeten Truppen auf dem östlichen Bugufer Fuß gefaßt haben, drängen sie die Russen langsam dem großen Sümpflande entgegen. Es erstreckt sich dessen Zone auch über den Bug hinaus westlich, so daß auch die von Cholm und Lubartow zurückweichenden russischen Heere mit dem Eintritt in ein Sümpfgelände rechnen müssen; das eigentliche und zusammenhängende Sümpfgelände der Koltino-Sümpfe aber, das die Russen mit dem Namen des Waldlandes, Volehje, zu bezeichnen pflegen, liegt jenseits des Bugs. Es hat beiläufig die Form eines Dreiecks, das durch die Städte West-Litow, Kiem und Kofisew gebildet wird; die größte Stadt im engeren Sümpfgelände selbst ist Pinsk, wonach das Sümpfland in der russischen Literatur wohl auch als die „Sümpfe von Pinsk“ bezeichnet werden. Der mit einer der wenigen Eisenbahnen, die durch dieses Sümpfgelände führen, es durchschneidet, dem bietet sich ein eigentümlicher Anblick, der bei aller Eintönigkeit einer gewissen Mächtigkeit nicht entbehrt. Kilometer nach Kilometer läuft der Zug durch Sümpfwald, wo nur hier und da einmal eine Bauernhütte auf menschliche Bewohner hindeutet, während sonst das Gebiet völlig unbewohnt und verlassen erscheint. An den Rändern bemerkt man in größerer Zahl Vienenkörbe, deren Pflege der Bauernschaft obliegt. Die russische Regierung hat etwa seit dem Jahre 1878 diesem riesigen Gebiete ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Es ist zuerst wissenschaftlich aufgenommen und untersucht worden, und im Anschluß daran wurden Entwässerungsarbeiten vorgenommen, die sehr erhebliche Ergebnisse gezeitigt haben. Die Volehje hat nach der wissenschaftlichen Aufnahme im ganzen die Form einer flachen Schüssel mit geböhenen Rändern. Ihren südlichen Rand bildet jene podolische Platte, die sich bis nach Ostgalizien hinein fortzieht, und die als eine Art Vorland des Karpatengebirges bezeichnet werden kann. Von dieser Höhe herab läuft eine Anzahl von Flüssen dem Pripiet zu, dem bekannten Nebenflusse des Dnepr, der den Hauptwasserlauf der Koltino-Sümpfe bildet. In ihrem Oberlaufe sind die Flüsse, die von der podolischen Ebene dem Pripiet zufließen, Bergflüsse mit starkem Gefälle; sobald sie aber die Ebene erreichen, stoß das Gefälle und der Lauf ihrer Wässer. Der Pripiet selbst hat in dem Sümpflande seinen Ursprung. Nur eine kleine Schmelzung trennt sein Quellgebiet vom Bug, während wiederum das Quellgebiet seiner linksseitigen Nebenflüsse so eng mit dem des Pripiets verquickt ist, daß in der nassen Jahreszeit die beiden Quellgebiete ineinander übergehen. Schließlich gehört auch noch der Unterlauf der weltgeschichtlich bekannt gewordenen Beresina zum Sümpfgelände der Volehje, die somit ein dichtes Netz langamer Wasserläufe aufweist.

Was nun die Oberflächengestaltung des Sümpflandes betrifft, so wechseln höher gelegene sandige und tiefer gelegene sumpfige Strecken miteinander ab. Die geologische Untersuchung hat erwiesen, daß nach einer Reihe von mannigfaltigen Schichten schließlich eine für das Wasser undurchlässige Schicht folgt, die natürlich eine Schwierigkeit für die Wasserabfuhr bildet. Hierzu kommt nun, daß, wie gesagt, die Zuflüsse des Pripiet, sobald sie in die Niederung eintreten, ihr Gefälle verlieren und infolgedessen Ueberschwemmungen

bilden. Die Schneeschmelze in Wolhynien tritt gewöhnlich im Februar und März ein, also in einer Jahreszeit, wo die Sümpfe der Volehje noch fest zugefroren sind. Da wird das Eis nun wie ein Rücklauf und verwandelt weite Gebiete in einen einzigen großen See.

Auf Grund der angestellten Erhebungen wurde im Jahre 1874 mit den Entwässerungsarbeiten begonnen. Ursprünglich betrug der Umfang des gesamten Sümpfgeländes 8720 000 Hektar, wovon nur knapp ein Viertel als anbaufähiges und bewohnbares Gebiet diente. Wirklicher Sumpf waren damals 6540 000 Hektar, und hieron wieder war etwa die Hälfte Sümpfwald. In welchem Maße die Kanalisierung nun das Sümpfgelände umgestaltet und verbessert hat, das ergibt sich aus der Tatsache, daß dadurch über 2 1/2 Millionen Hektar Landes trocken gelegt und anbaufähig gemacht wurden. Von dem verbleibenden Sümpfgelände wurde ein erheblicher Teil noch in Wiesen verwandelt und so hat sich schließlich der Umfang des Volehjesumpfes auf 2 644 000 verringert, wodurch auch der Wirtschaftswert des Sümpfgeländes sich um etwa das Sechsfache gesteigert hat. Trotz dieser großen Entwässerung bleibt die Volehje noch immer das gewaltigste Sümpfgelände, das Europa kennt und noch immer sind es nur wenige Wege, die durch das Sümpfland führen und zu deren Seiten vielfache Gefahren lauern.

Kleines Feuilleton.

Flandern und Flämig.

Ueber alle kulturelle Zusammenhänge zwischen Flandern und dem deutschen Flämig gibt eine Studie von Hermann Wöhrd in der Zeitschrift Niederdeutsch interessante Aufschlüsse. Im 17. Jahrhundert zogen aus Flandern flämische Kolonisten zur Besiedelung des Höhenzuges aus, der heute nach ihnen den Namen Flämig trägt. Der Flämig erhebt sich im südwestlichen Teil der Provinz Brandenburg. Sein höchster Punkt, der Hagelberg (201 Meter), befindet sich im westlichen Ausläufer. Der höchste östliche Punkt ist in der Nähe von Jüterbog. Das Bewußtsein ihrer Herkunft ist im Laufe der Jahrhunderte den Flämigern abhanden gekommen. Darum wußte auch keiner der aus jener Gegend stammenden Soldaten, daß er ins Urdvaterland zog, als er Flandern betrat. Von Wenden und Oberdeutschen umgeben, haben die Flämiger ihre flämisch-niederdeutsche Sprache und Art bis auf die heutige Zeit bewahrt. Am reinsten klingt das flämische Niederdeutsch noch in den abgelegeneren Dörfern des Flämig. Jedenfalls ist diese Mundart der am weitesten nach Südosten vorgeschobene Posten des Niederdeutschen, der nur durch das Vordringen im Zusammenhang steht mit dem großen niederdeutschen Sprachgebiet. Die nähere Verwandtschaft mit dem flämischen zeigt das flämische schon in seinen persönlichen Wörtern. Sie klingen genau wie das flämisch-holländische. Nur die Schreibweise ist eine andere. Auch mit der Aussprache des „G“ im Anlaut kommt die flämische Mundart dem flämischen näher als dem Niederdeutsch der nördlichen Gebiete.

Ein Boot mit Glasboden.

Wenn man von neuen und seltenen Konstruktionen im Gebiet des Schiffbaues hört, so denkt man heute unwillkürlich an eine Erfindung zu kriegerischen Zwecken. Aber das Boot mit gläsernem Boden ist nicht zu irgendeinem Angriff oder Verteidigung bestimmt, sondern ist ein Boot im Dienst der Wissenschaft, und zwar soll es der Tiefseeforschung dienen. Dr. Krumbach berichtet über ein solches Glasbodenboot, das für die zoologische Abstation Rovigno auf der Dalmatiner Küste schon vor drei Jahren erbaut worden ist und mit dem seit jener Zeit eine Reihe wissenschaftlicher Fahrten in größerer und weiterer Entfernung von der Küste unternommen worden sind. Es ist ein flaches und breites Boot von 7 Meter Länge und 2 1/2 Meter Breite, aus dessen Boden 2 Quadratmeter herausgeschnitten und mit feinsten Rändern kostenlos umrandet sind, so daß das Boot auch ohne Ausfüllung dieser Lücke sich schwimmend erhält. In diesen Abschnitten wird nun, wenn das Boot benutzt werden soll, das in einem beweglichen Rahmen befindliche Glasfenster eingesetzt. Um beim Beobachten die Spiegelung der Scheiben auszuschalten und zugleich das von unten herandringende Licht voll auszunutzen, wird das Boot mit schwarzem Stoff überspannt. Die Glaseinsätze können dazwischen, sehr bequem ist ein Einlag aus zwei Scheiben, die sich zu beiden Seiten eines durch Klappen verschließbaren Lochs befinden. Die eine Scheibe dient zum unmittelbaren Beobachten, die andere zum Photographieren des Beobachteten, und durch die Lücke hindurch kann man Notungen vornehmen oder Fangeräte aushängen oder Grundproben nehmen. Ferner kann man durch die eine Scheibe des Nachts Scheinwerferlicht ins Meer senden und durch die andere beobachten. Die Einträder, die durch die so ermöglichten unmittelbaren Einblicke in das Leben der Tiefe hervorgerufen werden, schildert Dr. Kr. als ganz überauswichtig, auch für die, die das Meer von Jugend auf kennen. Er sagt: „Wie sich die Tiere bei Tag und wie sie sich bei Nacht benehmen, wie die Bodenbedeckung wechselt, je nachdem Seegang, Unterlage, Salzgehalt, Belichtung und Wärme wechseln, wie die Grundfische einen festen Standort haben, wie die Fischwärme so gar nicht vor dem begleitenden Motorboot erschrecken, wie Seeferne die unangreifbar scheinenden Seeigel überwältigen, das sind nur einige der Eindrücke, denen sich unzählige andere anreihen.“

Notizen.

— Kunstchronik. Die 2. Abteilung der Großen Berliner Kunstausstellung 1915, Pariser Platz 4, ist ab Sonntag, den 15. August 1915, geöffnet. Die Abteilung enthält u. a. eine Sammlung von Bildern und Studien vom westlichen Kriegsschauplay (Eduard Lorraine, Woberebene) von Karl Denit, dem bekannten Aquarellmaler.

— Vorträge. Freitag, den 13. August 1915, abends 9 Uhr, spricht im Monistenbund (Nollendorfer, Villowstraße) Dr. Magnus Hirschfeld über innere Sekretion unter besonderer Berücksichtigung der Tierverluste von Steinach und Brandel.

— Das Ende der Weimarer Kunstgewerbeschule. Während sonst auf allen Gebieten das Durchhalten als oberstes Prinzip erklärt wird, läßt man in Weimar die Kunstgewerbeschule zum 1. Oktober eingehen. Der als künstlerischer Anreger sehr verdiente Direktor Van de Velde scheint irgendwie bei Hofe in Ungnade gefallen zu sein. Der Landtag scheint in dieser Frage nicht zuständig, aber vielleicht macht er sich zuständig.

— Die Psychologie im Felde. Prof. Max Dessoir hat sich mit besonderer Erlaubnis des Oberbefehlshabers an den östlichen Kriegsschauplay begeben, um dort psychologische Beobachtungen an den kämpfenden Truppen anzustellen. Es wird erhofft, daß auf Grund solcher sachmäßigen Beobachtungen Genaueres über die Formen seelischer Ermüdung und Erholung, über die psychologischen Unterschiede des Alters, der Abstammung, der Bildung usw. sich ermitteln läßt und das Ermittelte von der Heeresleitung verwertet wird.

— Das „Lobzer Volksblatt“. In Lobz erscheint nach der „Frankf. Ztg.“ seit kurzem auch eine „jiddische“ Zeitung; das zu Aufklärungszwecken herausgegebene „Lobzer Volksblatt“. Es ist im Jargon gefärbt und mit behäblichen Lettern gedruckt. Die Zeitung bringt die Meldungen aus dem „Großen Hauptquartier“, nicht von der Ost- und Westfront, sondern von der „Middrachfront“ und der „Maarofront“.

